Nr. 34.

Tendenz.
Freimüthige Besprechung vaterländischer Zustände, der Handels- und industriellen Verhältnisse und jener des Auslandes. Organ für jeden Vaterlandsfreund, Ansichten und Wünsche über heimische Institutionen und vaterländische Interessen mit bescheidener Freimüthigkeit kund zu thun. Der Literatur und Unterhaltung ist ein Theil unserer Spalten gewidmet.

Deutsches Bürgerblatt.

Wahrheit und Recht!
Materielles und geistiges Wohl des deutschen Volkes!

Preis.
Erscheint wöchentlich zwei Mal, am Dienstag und Freitag. Vierteljährlich bei der Expedition 17½ Sgr., bei den Postanstalten im Umfange des preuß. Staates (sowie im deutschen Buchhandel, vierteljährl. 25 Sgr.; außerhalb des preußisch. Staates wird der Preis bei der Post etwas erhöht. Die Einrückungsgebühren betragen per Zeile 1 Sgr. od. 3½ Kr.

Siegen, den 26. April 1844.

Uebersicht.

Die Orangelogen in Irland.
Ein Wort über die politische Poesie.
Vaterländische Zustände: Oeffentlichkeit und Mündlichkeit. — Der Pietismus in Baden. — Der Professor Huber in Berlin. — Handelsangelegenheiten.
Zur Literatur und Unterhaltung: Ein Kellertraum. Von Drärler-Manfred. — Eduard Westburg, oder die Verschwörung der Söhne Oldenbarnevelds. Ein historischer Roman von J. de Vries. Aus dem Holländischen übersetzt von Dr. B. T. Moseler. Erstes Kapitel. — Der norwegische Bauer. — Mannigfaltiges.
Literarischer Anzeiger. Bekanntmachungen und Anzeigen.

△ Die Orangelogen in Irland.

Siegen, 25. April.

Die politischen Zustände Großbritanniens und Irlands sind so eigenthümlicher Art, daß man mit den Ansichten, die man vom Festlande herüberbringt, sich dort nicht zurechtfinden kann. Erst hatte der O'Connell'sche Prozeß die verschiedensten Beurtheilungen hervorgerufen, denn als er selbst verhandelt wurde und die Anklagepunkte deutlich hervortraten, als die Vertheidiger der Angeklagten ihre glänzenden Reden hielten, war diesseits über Schuld oder Unschuld nur Eine Stimme, und selbst in dem bisher Irland fast gänzlich feindlichen England änderte sich die Gesinnung der Art, daß O'Connell wie ein Triumphator die Insel durchziehen konnte. Während so England bereit schien, die Schuld der Vergangenheit gut zu machen und die Fehler des letzten Prozesses durch Konzessionen, die es dem niedergedrückten Schwesterlande machen würde, abzubüßen, und man vermuthen sollte, daß die Gemüther sich versöhnen würden, hören wir, daß gegen die ruhig bittende Opposition Irlands der blutige Haß im Stillen sein Feuer anschürt, wie er es einst in hellen Flammen lodern ließ.

Es ist bekannt, wie Irland geknechtet, wie es in die armselige Stellung zu England gebracht wurde, aus der es alle Anstrengungen bis jetzt noch nicht haben herausreißen können. Es ist ebenso bekannt, daß diese Anstrengungen sich hauptsächlich von der französischen Revolution datiren, wo die Verwickelung der europäischen Staatenverhältnisse in den Iren die Hoffnung auf Erleichterung ihrer Lage aufkommen und sie den Versuch machen ließ, dieselbe durch Korporationen zu erringen. Wer in denselben nur den letzten Haltpunkt eines rechtswidrig unterdrückten Volkes erblickt, wird sie nicht tadeln können, und nur vom Standpunkte eines mit allen Vorurtheilen der Aristokratie erfüllten Sohnes Altenglands kann man die Mittel rechtfertigen, durch welche man Irland in noch engere Fesseln zu schnüren begann. Die Orangelogen haben ihren Namen von den Anhängern der Dynastie Wilhelms von Oranien darum erhalten, weil sie, wie diese, die protestantischen Interessen ernstlich vertheidigten; sie gingen aber so weit, daß sie als ihren Zweck die ausschließliche Herrschaft des Protestantismus, die Vertilgung des Katholizismus verfolgten. In früherer Zeit machte man kein Hehl daraus, daß dieser Zweck sich mit der Staatswohlfahrt wohl vertrage, und die große Loge von Irland, die im Jahre 1798 die einzelnen Bünde vereinigte, zählte die ersten Männer Englands zu ihren Mitgliedern. Eben in dieser Zeit war der Versuch Irlands, durch französische Hülfe sich zu befreien, vereitelt worden, und bald darauf setzte Pitt den Plan durch, an dem er so lange gearbeitet, Irland wurde mit England durch die Union vereinigt und verlor damit sein selbständiges Parlament.

Ein Gewinn aber zeigte sich in diesem Erfolge für Irland, daß nämlich Irland im englischen Parlamente vertreten war, und war auch für den Anfang diese Vertretung scheinbar ohne Bedeutung, da sie gering und auf Protestanten beschränkt war, so hatte man doch wenigstens eine gesetzliche Grundlage, auf der die Petitionen der Folgezeit fußen konnten. Es nahmen somit die Anstrengungen für Emanzipation einen erneuerten Aufschwung, und die Orangisten sahen sich zu größerer Kraftentwickelung genöthigt. Sie stifteten daher auch in England eine große Loge und legten auch hier ihre Tendenz offen an den Tag. Diese, gegen eine geduldete Kirche feindselige Richtung erregte aber bald mancherlei Bedenken gegen ihre Rechtmäßigkeit, und die Bemühungen der Orangisten, in dem Heere sich Anhänger zu verschaffen, mißglückten. Immer mehr schien ihre Wirksamkeit ein Ende zu finden, als sich die Anstrengungen Daniel O'Connell's verdoppelten und mit dem Siege der Emanzipation der Katholiken gekrönt wurden. Die Orangisten traten aus ihrer bisherigen Stellung als Vertreter des Staatsprinzipes heraus, die ganze zahlreiche liberale Partei zeigte sich Irland geneigt, und die Orangisten mußten, mit den Tories verbunden, Allen, die Reformen verlangten, entgegentreten, wenn sie ihr Prinzip retten wollten. Der Kampf begann mit den Streitigkeiten über die Parlamentsreform 1830, die das Volk gebieterisch verlangte und O'Connell durch die irische Nationalunion unterstützte. Die Orangisten boten alles Mögliche dagegen auf, die Feindseligkeiten nahmen von Tag zu Tag überhand, denn Alles stand auf dem Spiele, die Orangisten sahen schon im Volke ihren schlimmsten Feind, mit dem Oberhause allein kämpften sie auch gegen das Ministerium; endlich ging 1832 die Parlamentsreform durch.

Aber die Versöhnung war damit nicht herbeigeführt, der Haß vielmehr gewachsen. Irland blieb nicht zurück; man kämpfte an gegen das Zehntenwesen, man weigerte den Zehnten. Und als die Zehntenfrage von der Regierung zurückgewiesen wurde, ließ O'Connell den Ruf nach Wiederaufhebung der Union, nach Repeal ertönen. Das Ministerium Grey war in sich zerspalten, wie es sich gegen Irland stellen sollte, es löste sich auf, und das Ministerium Melbourne trat an seine Stelle. Das Ministerium Melbourne war O'Connell's Forderungen im Allgemeinen nicht abgeneigt, aber eben darum erhuben die Orangisten ihr Geschrei vom einbrechenden Papstthum, der altersschwache König wurde bestürmt, und Wellington und Peel traten an die Spitze der Regierung.

In dieser Zeit war die Macht der Orangelogen sehr umfassend; man rechnete an 300,000 bewaffnete Mitglieder; alle Logen standen unter den großen Logen von Dublin und London, und an der Spitze des Ganzen als Großmeister der Herzog von Cumberland; ihr Grundsatz war nach wie vor die Herrschaft der Hochkirche und Anerkennung des Königs bis auf den Fall, wo er die protestantische Kirche nicht mehr in ihrer Gewalt anerkennen würde. Diese gefährlichen Vereine brachten es dahin, daß die Tories in das Ministerium eintraten, und hofften, das Parlament, welches jetzt aufgelöst war, ganz auf ihre Seite zu ziehen. Zwar waren die neuen Wahlen den Tories gerade nicht günstig, jedoch hielt sich das Ministerium, und O'Connell und seine Freunde hielten für nöthig, seine Vorliebe für die Orangisten und das Wesen dieser Verbindung anzuklagen. Nach heftigeren Angriffen von Seiten irischer Parlamentsmitglieder erlag endlich das Ministerium, und Melbourne trat wieder an seine Stelle. Bald darauf erklärte die Kommission, welche niedergesetzt war, um über das Wesen des Orangismus Aufschlüsse zu geben, ihre Arbeiten für beendigt, und es stellte sich nun wirklich heraus, daß die große Loge, oder wenigstens ein beträchtlicher Theil ihrer Mitglieder, den Plan gefaßt hatte, den König Wilhelm wegen seiner Beistimmung zur Reformbill zu entthronen, und den Herzog von Cumberland, den Großmeister, entweder zum Vormund der jungen Königin oder wo möglich zum selbständigen Regenten zu erheben. Die Beweise waren zwar nicht ganz überzeugend, jedoch hielt es der König für nöthig, die Theilnahme der Militärpersonen an den Orangelogen gänzlich zu untersagen, und Lord Mulgrave, Statthalter von Irland, entriß durch energische Maßregeln wenigstens den Orangisten die polizeiliche Macht in Irland, die sie bisher ganz in Händen gehabt hatten. Im J. 1836 erklärte die Regierung feierlich die Mißbilligung des Orangismus, und wenn auch der Herzog von Cumberland hinzusetzte, daß er den Ansichten der Verbindung stets treu bleiben werde, so forderte er dennoch die Logen zur Auflösung auf. Das war das Ende der Orangelogen der äußern Form nach; aber ihr Wesen blieb damit bestehen. Noch bis jetzt ist der große Theil der Aristokratie beseelt von den Meinungen, welche in dem alten Bunde so stark waren; es bedarf nur eines bedeutenden Anlasses, um ihn wieder in's Leben zu rufen. Wir sehen daraus, daß die Führer des irischen Volkes keineswegs überspannte Furcht hegen, wenn sie noch jetzt so oft auf das heimliche Treiben der feindseligen Tories hinweisen; wir sehen andererseits, wie innerlich stark eine Verfassung ist, welche bei der Enthüllung einer umfassenden Verschwörung es für unnöthig erachtet, zu Verhaftungen und Bestrafungen Einzelner zu schreiten, die sich begnügt, die enthüllten Fäden offen darzulegen und die Auflösung des Bundes zu gebieten. Das aber ist der unendliche Segen der Oeffentlichkeit. Wie verächtlich erscheinen in dem Lichte dieser Oeffentlichkeit die verstrickenden Netze, welche das heimliche Verfahren ausspannen muß.

✡ Ein Wort über die politische Poesie.

Franz Dingelstedt war früher Gymnasiallehrer in Kassel. Ein erregbares, lebendiges poetisches Herz, ein feuriger Kopf, der zudem von dem verbotenen Apfel der Politik genascht hatte, war in die pädagogische Tretmühle eingesperrt, — ein Pegasus im Joche. Hierdurch entstanden wunderbare Differenzen. Während der Herr Lehrer französische Exerzitien korrigirte, fiel ihm die Julirevolution ein, während er seinen Schülern Plato's Republik erklärte, dachte er an Saint-Simon und Konsorten, und während er Cicero's Philippika verdolmetschte, summte ihm eine Phrase Mirabeau's im Kopfe. Aus diesem Zwiespalt, dieser Unzufriedenheit, diesem Unbehagen scheint mir der „kosmopolitische Nachtwächter" hervorgegangen zu sein. Seine Lieder sind mehr wehmüthig, als zürnend, mehr sentimental, als erbittert, mehr weltschmerzlich, als staatsgefährlich;

sein Spott gleicht mehr dem Humor, als der Satyre, und wo er erhaben, tragisch werden will, da klingt das hohle Pathos durch.

Daß diese Auffassung der Tendenz des „kosmopolitischen Nachtwächters" von der subjektiven Seite her nicht ganz unrichtig ist, zeigt der weitere Entwickelungsgang des Dichters. Er hat seine Schullehrerstelle aufgegeben, hat sich in Europa etwas umgesehen und lebt nun an dem königlichen Hofe in Stuttgart als königlicher Bibliothekar, Theaterintendant und — Hofrath. Die Sonnenstrahlen der königlichen Gunst scheinen ihm den Mißmuth über Welt und Politik aus dem Herzen gelächelt zu haben; die nächtliche Laune des Wächters ist der tageshellen des Lebensgenusses gewichen; er schreibt jetzt nichts „Kosmopolitisches" mehr, sondern „gemüthliche Geschichten", die demnächst bei Krabbe in zwei Bänden erscheinen werden.

Aber die Mißgunst wacht und streut Gallenäpfel in die „Gemüthlichkeiten". Die Mainzer „Narrhalla" brachte eine Annonce, die (ich zitire sie aus dem Gedächtniß) ungefähr so lautete:

„Ein Windhund, der auf den Namen Franz hört, hat sich verlaufen. Der redliche Finder wird gebeten, ihn zurückzuliefern bei der liberalen Partei, deutsche Gasse, dicht am Gefängniß."

Und ein neuer politischer Dichter singt folgendes Lied an den kosmopolitischen Nachtwächter:

„Wächter! Wächter! wird er hören?
Ist er nicht mehr in den Gassen?
Hat er uns mit seinem Horne
Und dem scharfen Spieß verlassen?

„Jetzt, wo noch die Diebe schleichen,
Hätt' er sich davon gemacht?
Sah' er schon den Tag der Freiheit
Mitten in der trüben Nacht?

„Wächter! Wächter! Sicher schläft er
Wie's die Wächter Alle pflegen;
Weil ich ihn so liebte, weck' ich
Den blasirten Freund, den trägen.

„Feuer! Feuer! Wächter helfe!
Stoße wieder in Dein Horn!
Bläst Du nicht, so wird man glauben.
Daß Dir zwei gewachsen vorn!"

Wahrlich, Dingelstedt kann sich zu so einem „Freund" gratuliren, der ihn vor aller Welt zu einem Hornvieh machen will.

Aber so geht es. Als Anastasius Grün, der Dichter der „Spaziergänge eines Wiener Poeten", eine Zeit lang schwieg und sich an einem Hofe aufhielt, da wurde er von allen Seiten her angesungen, geschmäht und gestachelt. Auch der „Kosmopolitische Nachtwächter" suchte ihn aus seiner Ruhe aufzustören und rief ihm zu: „Horch auf unsere Hornsignale!" Nun, da der kosmopolitische Nachtwächter eine Zeit lang schweigt und sich an einem Hofe aufhält, kommt ein Anderer und bläst wieder ihm Hörsignale, und zwar diesmal recht häßliche, wahre „Horn"-Signale. „Maaß für Maß" heißt es bei Shakespeare.

Ich habe diese Skizze aus der Literaturgeschichte unserer modernen politischen Poesie vorausgeschickt, um an sie einige Bemerkungen über diese neue Dichtungsart zu knüpfen, die man von manchen gewissen Seiten her vielleicht spießbürgerlich, pedantisch, doktrinär nennen wird, die mir aber der Anerkennung gegenüber, die man der politischen Poesie zollt und in die ich, wenigstens zum Theil, aus vollem Herzen einstimme, auch einmal an ihrem Orte zu sein scheinen.

Gervinus war es, der unserer gewöhnlichen deutschen Lyrik den ersten Todesstoß versetzte und auf die politische Poesie hinwies. In dem letzten Bande seiner Geschichte der deutschen National-Literatur wies er nach, daß die Deutschen, wie sie sich in den auf die Reformation folgenden Zeiten bis an den Hals in theologische und spekulative Wissenschaften und Erörterungen versenkt und so darin festgebissen hatten, daß sie alles Andere und das Allerwichtigste darüber vergaßen, so nun in dem endlosen stillen Ozean der Poesie untergingen, daß sie für alles Andere keine Augen und Ohren mehr hatten. Unserer abgenutzten, stets in den gewohnten Gleisen einherschlendernden Lyrik, diesen ewigen Gesängen von Frühling und Jugend und Jugend und Frühling, von Liebe und Wein und Wein und Liebe, von Herzen und Schmerzen und Schmerzen Herzen gegenüber zitirte er den ungeschminkten, derben Ausspruch, den Heinrich Percy, genannt der „Heißsporn", in Shakespeare's Heinrich IV. thut:

„Bei meiner Treu!
Ich wär' ein Kätzchen lieber und miaute,
Als einer von den Bänkel-Silbentretern!
Das Schraubenpfeifen eines Eisenleuchters,
Die Achs am Rade hör' ich lieber knarr'n.
Das machte mir die Zähne wen'ger stumpf,
Als zier'ge Poesie. Es ist, wie Paßgang
Bei einem steifen Gaul!"

Eine Nation von lauter Denkern, eine Nation von lauter Dichtern ist übel d'ran. Sie ist ein Kopf ohne Arme und Beine, oder ein Herz ohne Kopf und Arme und Beine. Gervinus wies darauf hin, ob wir denn nicht, wenn einmal die Poesie unser unveräußerliches Erbtheil geworden sei, auch einmal eine politische Poesie haben könnten.

Dieser Wink fiel in kein unfruchtbares Erdreich. Kurze Zeit, nachdem Gervinus diese Worte gesprochen, hatten wir eine politische Poesie.

Ihr Grundstein, oder wenigstens ihr erster Ausgangspunkt möchte wohl Becker's Rheinlied sein. Dieses Lied, das, so unbedeutend es an sich war, allüberall gesungen wurde, hunderte von Melodieen von geschäftigen Händen gemacht bekam, dem Verf. Ehrenpokale, zum Theil mit hohen Partizipialkonstruktionen versehen, eintrug, und in vielen souveränen Staaten offiziell wurde. Auf diesem schwachen Grundsteine aber erhoben sich bald prächtige, schimmernde Gebäude ächter, wahrer Poesie. Da kam der jugendlich feurige, formvollendete „Lebendige", der sinnige, geistreiche „Kosmopotische Nachtwächter", der hausbackene, derbe, witzige Hoffmann von Fallersleben, der rhetorische, kräftige R. E. Prutz. Aber diese Dichter hätten mit der Pompadour sprechen können: „*Après nous le déluge.*" Denn nach ihnen kam eine Sündfluth herangebraust von politischen Gedichten und immer wieder politischen Gedichten, daß uns anderen prosaischen Menschen Hören und Sehen darüber verging. In diesen unendlichen, trüben Fluthen war das ursprüngliche reine Element nicht wieder zu erkennen. Selbst die oben genannten Dichter entsprachen nicht den Erwartungen, zu welchen ihr erstes Auftreten berechtigte. Wer Georg Herwegh in dem ersten Bande seiner „Gedichte eines Lebendigen" so recht lieb gewonnen, der thut gut daran, wenn er den zweiten Band nicht in die Hände nimmt. Weniges ausgenommen, wird ihn das Uebrige, mehr oder weniger, entweder kalt lassen oder gar anwidern. Eben so wer Hoffmann von Fallersleben in seinen „unpolitischen Gedichten" achten und bewundern gelernt hat, der lasse seine „Gassenlieder" liegen. Man kann ihnen kaum etwas anderes Rühmliches nachsagen, als daß der Titel gut gewählt ist, wie sehr man auch sonst ihren Verf. als Mann achten und sein Unglück schmerzlich empfinden mag.

Aber nun im Uebrigen der Troß der politischen Dichter! Diese Unzahl! Wahrlich, wenn Gervinus über das Vorwiegen der Fühlings- und Liebe-Lyrik erschrak, so haben wir nicht weniger Grund, vor diesem Ueberwiegen und Hervordrängen der politischen Poesie zu erschrecken; wie früher jeder zum Lobe der blauen Augen seiner Liebsten eine gereimte Zeile schreiben und drucken lassen zu müssen glaubte, so macht nun Jedermann einen politischen Vers. Und wenn nun einmal das Vorwiegen der poetischen Richtung und ihr Verdrängen der wichtigeren nationalen Interessen ein Unglück für uns ist, so ist es am Ende ein sehr geringer Unterschied, ob die Poesie, an der wir uns verbluten, eine reine Gefühlslyrik oder eine politische ist.

Bei dieser — um einmal recht prosaisch zu sprechen — übermäßig gesteigerten Konkurrenz im Fache der politischen Poesie tritt denn auch gleich der Nachtheil hervor, daß man sich durch Forciren in der unübersehlichen Menge bemerklich zu machen sucht. Man wird schwerlich so viel Geschraubtes, Schiefes, Unnatürliches, kurzum so recht eigentlich Unpoetisches gelesen haben, als in den neuesten Produktionen unserer „Zeitdichter." Rechnen wir die wenigen Herren ab, so werden wir finden, daß man uns meistens statt Witz, Grobheit, statt Freiheit, Frechheit, statt Offenheit, Flegeleien und statt Vaterlandsliebe, Vaterlands-Verachtung unterzuschieben sucht.

So scheint es denn fast, als sei die kurze Blüthezeit, die unsere politische Poesie gehabt, schon vorüber, und die Dichter werden wohl daran thun, wenn sie die Erfahrungen benutzen und auf neue Weisen sinnen.

Auch zur Zeit der „Befreiungskriege" hatten wir eine politische Poesie, und sie war bei weitem ergreifender und volksthümlicher im eigentlichsten Sinne des Worts, als die dermalige. Aber wie schnell war ihre Blüthezeit vorbei! Wie müde sind wir geworden all dieses Singens von „deutscher Herrlichkeit" und dem „Korsenwütherich", von „wälschem Trug" und von den „Söhnen des Teut" von der „deutschen Minne" und dem „Nibelungenhort" und dem „Vater Rhein". —

Die politische Poesie hat eine eigenthümliche Stellung. Sie kommt oft in die unangenehme Alternative, daß sie entweder Politik, aber keine Poesie, oder Poesie, aber keine Politik ist. Eine Konstitution kann man nicht in Reime bringen und den Tarif des Zollvereins nicht in Verse einkleiden, — das würde wohl Politik, aber keine Poesie sein. Ebenso kann man aber auch nicht, mit Aufgebung alles positiven Gehaltes und jeder erschöpfenden Durchdringung der Zeitfragen, beständig im Blauen herumfegen, — das würde (vielleicht!) Poesie, aber gewiß keine Politik sein. Unsere politische Poesie neigt sich aber leider in neuerer Zeit mehr nach der letzteren Seite hin und zeigt dadurch wieder unsere schlimmen Nationalschwächen, auf die Gervinus in seiner Literaturgeschichte hingewiesen hat, nämlich unser schädliches Uebermaß an Poesie und unseren eben so schädlichen Mangel an Sinn für Ergreifung und Gestaltung des öffentlichen Lebens und der politischen Bildung. Unsere neueren Freiheitsdichter mögen vielleicht über das Abstraktum, das sie besingen, nicht viel schärfer denken, als weiland der edle Max von Schenkendorf, der in seinem weithin bekannten Liede: „Freiheit, die ich meine", eine Freiheit meint, die

„für die Kirchenhallen,
für der Väter Gruft"

sieht und deren erstes Prädikat „gläubig" ist. —

Möge man mir es übel nehmen, möge man daraus schließen, daß ich eine unpoetische Seele bin, die nie einen Vers gemacht und empfunden hat, ein Mensch, der in dem todten Geschäftsleben erstarrt ist, — ich muß es bedauern, daß so viele produktiven Kräfte (in einem geistig nationalökonomischen Sinne) an der Poesie, und namentlich an der politischen, vergeudet werden; ich kann den guten Rath nicht zurückhalten, daß sie ihre Leier einmal eine Zeit lang an die Wand hängen und lieber einmal all ihren Geist und all ihre Phantasie, mehr aber noch all ihre Thatkraft auf die Aufgabe verwenden mögen, ihr Vaterland wieder zu der Stellung zu erheben, die es ehemals einnahm und von der er so tief herabgesunken ist. Ist Euch das gelungen, dann nehmt Eure Leier wieder von der Wand, und sie wird mächtig tönen, wie die Harfe Davids, da er die Philister bezwungen.

Vaterländische Zustände.

Oeffentlichkeit und Mündlichkeit. Die Kölner Zeitung meldet, wie folgt: Sie wissen, daß mit Zustimmung der Landstände in Württemberg

der entfernte Versuch gemacht wurde, Oeffentlichkeit in das Strafverfahren zu bringen, auch daß seit dem 1. Okt. v. J. die dahin gerichtete neue Strafprozeßordnung in Kraft getreten ist. Heute (17. d.) wurde nun der zweite öffentliche Fall vor dem Kriminalsenat des Gerichtshofes für den Donaukreis in Ulm verhandelt, und wir haben Gelegenheit gehabt, die Wirksamkeit der neuen Gesetzgebung zu beobachten. Erinnert man sich, daß der geheime und schriftliche Inquisitionsprozeß im Wesentlichen gänzlich beibehalten ist und nur in den schwersten Fällen nach dessen Beendigung vor dem erkennenden Gerichtshofe ein öffentliches Schlußverfahren eintritt, daß dann ein Ankläger mit dem Namen Staatsanwalt, aus der Mitte des Zivilsenates desselben Gerichtshofes oder aus der Zahl der Oberamtsrichter genommen, eine vorher dem Gerichte und dem Vertheidiger mitzutheilende Anklageakte zu verlesen, daß der Vertheidiger eine gleichfalls vorher dem Gerichte und dem sogenannten Staatsanwalt mitzutheilende Vertheidigungsschrift zu verlesen hat, und darauf mündlich jener repliziren, dieser dupliziren kann, daß endlich das Gericht sofort das Urtheil mit schriftlichen Entscheidungsgründen abzugeben hat: so geht hieraus schon von selbst hervor, welch kleiner Fnnke von Oeffentlichkeit und Mündlichkeit in diese neue Einrichtung gelegt ist. Nichts desto weniger hat sich die unwiderstehliche Kraft des Wahren und Guten schon wirksam erwiesen. Die erste große Wirkung des neuen Schlußverfahrens bei uns ist die erneuerte Erschütterung des letzten Restes von Vertrauen, was etwa noch für die geheimen Inquisitionen der Bezirksgerichte vorhanden war. Die Grundlage aller Schlußverhandlungen bilden die von diesen Bezirksgerichten aufgenommenen Protokolle, deren Zuverlässigkeit formell vollkommen gewahrt und materiell doch ganz zweifelhaft sein kann. Den schlagendsten Beweis hierfür gibt die Erscheinung des Inquisiten, welcher nun Angeklagter heißt, vor dem öffentlichen erkennenden Gerichte, und dies erzeugt die zweite große Wirkung des neuen Verfahrens. Aus den Akten ergab sich ein ganz anderes Bild von demselben; sein Erscheinen berichtigte es aber wesentlich, ergänzte es und machte es erst bestimmt und klar. In beiden hier verhandelten Fällen gereichte es zum Vortheil des Angeklagten. Unabweislich drängt sich die Nothwendigkeit auf, niemals ein Strafurtheil zu fällen, ohne daß der nicht flüchtige Angeschuldigte dem Gerichte vor Augen und diesem möglich gewesen wäre, ihn selbst noch zu vernehmen. Die dritte große Wirkung des neuen Verfahrens ist die größere Rechtssicherheit, denn daß ein Gericht in Wirklichkeit weit sorgfältiger sein Erkenntniß erwägt und beschließt, wenn es dreihundert (so viele faßt der Ulmer Gerichtssaal) „ehrbare Männer", welche das Gesetz zuläßt, zu Wächtern und Zeugen hat, ist unbestreitbar. Außer der Rechtssicherheit gewinnt aber dadurch auch das Vertrauen zum Gerichte und der bloße Glaube an die Gerechtigkeit kann jetzt zu einer Ueberzeugung werden. Von der Ausführung in beiden hiesigen Fällen ist zu bemerken, daß das Gericht das zweite Mal weniger, als das erste Mal seine feierliche Haltung zu wahren wußte, daß der das zweite Mal fungirende Staatsanwalt seinen Vorgänger weder in Würde und Ernst, noch in Vortrag erreichte und daß die Vertheidiger in beiden Fällen noch nicht den rechten Ton fanden. Die Zuhörer waren sich in ihrer eifrigen Theilnahme und im Anstande gleich. Für sie war es auch am leichtesten, da sie nur passiv sich zu verhalten haben, indeß jene in der unserm ganzen Bildungs- und Entwickelungsgang neuen Form handelnd auftreten müssen. Neue Formen anzunehmen, ist überall schwer, am meisten in unserem Kanzleileben, wo auf Würde oder Eleganz der Form fast durchaus zu wenig Gewicht gelegt wird. Das Alte läßt sich vom besseren Neuen nur langsam verdrängen; hat sich ja doch die Beamtenklasse selbst im Gerichtssaal privilegirte Plätze jenseit der Schranke des „ehrbaren" Publikums zu errichten gewußt. Allein alle diese Mängel, alle Beschwerden vermögen den guten Keim nicht zu entkräften. In kleinen Anfängen ist die Oeffentlichkeit und Mündlichkeit bei uns aufgetreten: rückwärts kann sie nicht mehr, sie kann nur vorwärts!

Der Pietismus in Baden. Aus dem Badischen, 21. April. Schon auf der letzten in Karlsruhe abgehaltenen evangel. protestantischen General-Synode sprach sich die Geistlichkeit unseres Landes kräftig gegen die pietistische Richtung aus, wie sie namentlich in dem evangelischen Schullehrer-Seminarium zu Karlsruhe bemerkt werde. Nun ist die Sache auch in unserer zweiten Kammer der Stände zur Sprache gekommen, und der Abgeordnete von Heidelberg, Herr Posselt, sprach in dieser Beziehung folgende kräftige Worte in der 46. öffentlichen Sitzung aus: „Meine Herren! Diese Richtung ist verderblich und gefährlich, sie kann nur schlimme Früchte tragen. Ich sage sogar, sie ist nicht christlich. Welcher ächte Christ wird die Gottheit unter dem Bilde eines strafenden und fluchenden Wesens darstellen? Das wahre Bild der Gottheit ist das eines liebenden, erbarmenden Vaters. Ich richte die dringende Bitte an die Regierung, diesem Gegenstande ein sorgsames Augenmerk zu schenken. Die Klagen sind allgemein über diese verkehrte Richtung." Diese Worte fanden in unserem Lande, wie man von allen Seiten her vernimmt, einen allgemeinen Anklang, und unsere weise, für das geistige, wie das materielle Wohl ihrer Unterthanen gleich besorgte Staatsregierung wird gewiß der dringenden Bitte des Abgeordneten Posselt, welcher im Sinne so vieler ihrer Unterthanen gesprochen, Gehör schenken; sowie es denn auch allgemein in unserm Lande mit großer Freude und Dankbarkeit aufgenommen worden ist, daß Se. königl. Hoh. der Großherzog in der Person des Herrn Geheimen Rathes Baumüller einen erleuchteten, durch das klassische Studium gebildeten, thatkräftigen Mann an die Spitze der evangel. protestantischen Kirchenbehörde (Oberkirchenrath) gestellt hat; einen Mann, welcher, fern von dem sogenannten modernen Pietismus, als ächter Christ entschieden für das positive Christenthum ist, und dieses durch mehrere Rundschreiben, welche von dem besagten Kollegium ergangen sind, deutlich bewiesen hat. (F. J.)

Der Professor Huber in Berlin. Der Kölnischen Ztg. wird unterm 20. April aus Berlin Folgendes berichtet: Wir haben in unseren Zeitungen vor einigen Tagen eine sehr merkwürdige Erklärung des Professors Huber gelesen, der sich mit allen herkömmlichen Stich- und Schlagwörtern gegen das heillose Treiben der Presse erklärte, welche wir schon so oft im reichlichsten Maße verdammen hörten. Der Herr Professor Huber ist aber in sehr gerechter Weise zornig geworden, denn die schlechte Presse hat ihm vielfach wehe gethan. Ich weiß nicht, ob jemals in Ihrem Blatte von Hrn. Huber die Rede war, und ob die Lüge, Bosheit, Verachtung, Ekel u. s. w., welche der verehrte Professor auf seine Verleumder herabruft, auch Ihre Korrespondenten treffen. Es ist aber gewiß, daß Herr Huber sehr beleidigt wurde, nachdem er doch so Vieles zu Deutschlands Rettung aus den Händen der Bösen gethan hat. Wir wissen, mit welchem Eifer er stets der guten Sache diente, seit er nicht mehr radikal war, und wie dies anerkannt wurde. Herr Huber kam nach Berlin, las Geschichte und fand keine Zuhörer; man meinte daher, daß er sein Brod nicht umsonst esse, sondern wenigstens für die berliner Literarische Zeitung und für die Allgemeine Preußische thätig sei, zu deren künftigem Redakteur man ihn sogar machte. Der Herr Professor Huber erklärte nun dies Alles für böswillige Erfindung, kann aber doch nicht umhin, einzugestehen, daß er eine ganze Reihe von Aufsätzen für die berliner Literarische Zeitung geschrieben, was er aber sofort unterließ, als er endlich, wie er sagt, ganz zufällig merkte, daß seine Namenschiffre nicht darunter stand. Kann man sich eine ärgere Schicksalsironie denken, dies so lange zu übersehen?! Und nun sagen die Korrespondenten der schlechten Presse, Herr Huber habe für die Literarische Zeitung geschrieben, und obenein, daß er Redakteur der Preußischen Allgem. Zeitung werden würde. Eine höchst seltsame Erscheinung bleiben allerdings die Erklärungen, welche so oft schon in stärkster Weise und von ganz verschiedenen Personen gegen die Zumuthung erlassen wurden, daß sie an der Literarischen Zeitung mitarbeiteten; man begreift kaum die erhabene Sicherheit der Redaktion dieses Blattes, welche so Etwas gar nicht zu beachten scheint. Hr. Huber jedoch desavouirt sie auf merkwürdige Weise nur darum, weil sie seine Chiffre nicht seinen Arbeiten untersetzen will, sonst würde er nicht, wie er sagt, im September aufgehört haben; dennoch aber ruft er der Presse freche Lüge nach, weil sie ihn zum Mitarbeiter jenes trefflichen Blattes machte. Das ist in der That sehr lustig in Betreff der Logik des verehrten Professors, dessen zornige Verachtung eigentlich noch weniger zu begreifen, wenn sie durch die Zumuthung hervorgerufen wäre, er solle Redakteur der Preuß. Allgem. Ztg. werden. Ist denn das etwa eine Schande? Hat Herr Huber solchen Abscheu vor dem Wesen jener Zeitung? Glaubt die negative Majorität der philosophischen Fakultät, daß ihren Grundsätzen ein Leid damit angethan wird? Es wäre in der That ganz unerklärbar, warum Hr. Huber in solchen Eifer gerathen ist und solche geharnischte Erklärung erlassen hat, wenn nicht heut zu Tage von allen Seiten die Eitelkeit und Geltendmachung des lieben Ich zu so manchen wunderbaren Erklärungen Anlaß gäbe. Der Herr Prof. Huber ist der Presse aber bisher wohl kaum ein Gegenstand gewesen, den sie anders, als beiher erwähnte, und man erstaunt, warum dem Herrn Professor Huber die Mitarbeiterschaft an jenen genannten Zeitungen so zuwider sein kann. Hr. H. wird übrigens nach seiner Rückkehr aus England, wohin er in Kurzem reist, eine eigene politische Zeitung herausgeben, wozu er die Konzession empfangen hat und so eben den Prospektus drucken läßt. Wenn diese Zeitung in's Leben tritt, wird Hr. Huber wahrscheinlich noch öfter von der Presse genannt und beurtheilt werden, und leider wird er dann wohl noch sehr oft sein Wehe über die Lügenbrut rufen müssen, in deren Händen ein so großer Theil der öffentlichen Meinung ist.

Handelsangelegenheiten. Berlin. Die Errichtung eines eigenen Handels-Ministeriums soll aufgegeben sein und der dafür designirte Herr von Rönne, zeitheriger Preußischer Gesandter bei den Nordamerikanischen Staaten, nur den Titel eines Präsidenten der Handelskammern erhalten. Letztere werden nunmehr überall in's Leben treten. (M. Z.)

— Aachen, 10. April. Die Handelskammer von Verviers hatte darauf angetragen, daß das Ministerium Gegenmaßregeln gegen die jüngste Bestimmung Preußens treffen möge, durch welche das Patent für Handelsreisende, welche Bestellungen auf Muster nachsuchen, von 12 auf 80 Thlr. erhöht wurde. Der Minister Rothomb hat als Antwort der Handelskammer angezeigt, daß bereits eine Verfügung deshalb getroffen sei. Die Patente werden um das Vierfache erhöht. (Aach. Z.)

Zur Literatur und Unterhaltung.

Ein Kellertraum.*)

Im Keller dort zu Eberbach,
Da ging ich still dem Trinken nach
Und schlief dann unter'm Fasse ein,
Da kam ein Traum zu mir herein.

Der Geist des Weins im goldnen Glanz,
Das Haupt umweht vom Rebenkranz,
Das Auge feuerreich und hell,
Er trat zu mir, der Lustgesell.

Vielleicht auch war es Wirklichkeit,
Denn trinkend weiß ich nie Bescheid,
Da dreht die Welt sich rings heran,
Daß Jeder zu mir kommen kann.

Kurzum ich hört' es mit dem Mund,
Sah mit der Nase es zur Stund,
Wie voll Geschmack er sich mir wies
Und voll Bouquet vernehmen ließ.

„Gesegnet Jahr von Vierzig vier,
Dein harren lang' in Freuden wir:
Bald zieh'n hinaus wir zum Turnei
Und werden der Verließe frei.

„Seit Vierunddreißig wetzen wir
Die kampferprobten Klingen hier,
Und legten noch vor Jahren zwei'n
Ein frisches, tapfres Hilfsvolk ein.

„Vivat des Herzogs jung Gemahl!
Sie hellt mit ihrem Schönheitsstrahl
Die Nacht der dunklen Kerker auf
Und ruft uns in den Saal hinauf.

„Vivat des Herzogs jung Gemahl!
Es fällt in jeglichen Pokal
Von ihrer Schönheit hellem Schein
Ein duftig Rosenblatt hinein.

„Auf Brüder, auf, und kommt an's Licht
Der holden Frau zu Angesicht:
Verbreitet Jubel und entzückt,
Wie sich's bei solchem Feste schickt.

„Und Nachbarn ihr im Rheingau all',
Johannisberg, du mein Vasall,
Du Markenbrunn und Rüdesheim,
Daß ihr mir Keiner bleibt daheim.

„Herbei, wo rings das Volk zu Hauf,
Sie nehmen euch mit Freuden auf
Und jubeln mit vergnügtem Sinn:
Hoch, Herzog und die Herzogin!" —

So hört' ich — in den Fässern gährt's
Und aus den Dauben rings begehrt's,
Der Flaschen leichtes Truppenkorps
Rückt stürmend an die Thore vor.

Herr Kellermeister, habt wohl Acht,
Die Thüren lieber aufgemacht,
Sie werfen sonst euch unter'n Tisch
Und stehlen euch die Schlüssel frisch! —

Nun fragt ihr mich um die Moral?
Nehmt in die Hände den Pokal,
Und wer vom Rhein und Rheingau ist,
Das mir sie Keiner ja vergißt:

Des Rheingau's junge Fürstin naht,
Belegt mit Rosen ihr den Pfad,
Was ihr an Weinen habt, heraus!
Und trinkt es auf ihr Wohlsein aus.

Nun zeigt, daß Rheingau Weingau ist:
Heraus, was Faß und Keller schließt,
Und jubelt mit vergnügtem Sinn:
„Hoch Herzog und die Herzogin!"

Dräxler-Manfred.

*) Aus: Festgedichte aus Nassau.

Eduard Westburg,

oder

die Verschwörung der Söhne Oldenbarnevelds.

Ein historischer Roman von J. de Vries.

Aus dem Holländischen übersetzt von Dr. B. T. Moseler.

Erstes Kapitel.

Der Morgen des 16. November 1622 war einer jener unangenehmen Tage, die in Holland in dieser Jahreszeit nicht selten sind. Ein dichter Nebel hatte Alles wie mit einem düsteren Schleier umhüllt, und den sonst so lachenden Weiden und Feldern ein trauriges Ansehen gegeben. Ein schneidender Wind trieb dann und wann ein eiselndes Schneegestöber vor sich her und zweien Reisenden gerade entgegen, die sich auf dem Wege zwischen Leyden und Voorschoten befanden. Beide ritten kräftige friesische Pferde, die, ungeachtet sie eine bedeutende Strecke zurückgelegt haben mochten, durchaus nicht ermüdet schienen.

Breitgerandete, niedrige Hüte verdeckten ihre Gesichter so, daß man wenig oder nichts davon sehen konnte, zumal ihre langen und weiten Mäntel, die den ganzen Körper bedeckten und blos die großen, mit Pelz besetzten Reitstiefel sehen ließen, sowohl der Kälte, als des Schnees wegen dermaßen über ihr Gesicht gezogen waren, daß das schärfste Auge keinen Zug desselben entdecken konnte. Bei genauer Betrachtung konnte man jedoch den ziemlich sicheren Schluß ziehen, daß der Reisende, dessen blondes Haar über den Sammtkragen seines Mantels in dichten Locken herabwallte, der jüngere war, eine Vermuthung, die seine schlanke Gestalt und sein feiner Körperbau zu bestätigen schien. Jeder von ihnen hatte ein großes, hinter dem schwerfälligen Sattel befestigtes Felleisen, und ein paar Pistolenholster von buntem Leder, dessen Farbe einmal gelb gewesen zu sein schien, aber durch den Einfluß der Luft und der Witterung bedeutend gelitten hatte, enthielten ihre Pistolen.

Geraume Zeit hatten Beide Stillschweigen beobachtet, da der Wind ihnen das Sprechen beschwerlich machte und auch die kahle Gegend, welche sie jetzt durchreisten, wenig Stoff zu einem Gespräche darbot. Als endlich der Wind sich zu legen begann, schien der Jüngste des Stillschweigens müde, und indem er seinen Hut in die Höhe schob, wodurch seine großen blauen Augen sichtbar wurden, richtete er sich etwas im Sattel auf und wandte sich an seinen Gefährten: „Schlägt Dir das Herz nicht vor Freude, Johann, bei dem Gedanken, daß Du Dich in der Nähe des Vaterhauses befindest und Dich jeder Tritt unserer Pferde demselben näher bringt?"

„Ja, ja, unsere Thierchen haben heute ihr Bestes gethan," versetzte der Aeltere, indem er wohlgefällig die Mähne seines schwarzen Hengstes streichelte, „und ich hoffe, daß sie fortfahren werden, ihr Bestes zu thun, damit wir noch diesen Abend Haag erreichen können; denn ich brenne vor Ungeduld, wie Du leicht glauben kannst, nach einer zweijährigen Abwesenheit meinen alten Vater zu umarmen, und ich hoffe ihn noch eben so munter zu finden, als sonst. Auch bin ich sehr neugierig, zu sehen, was meine Schwester macht, ob ihr Geist noch immer so hohe Ideen hegt, die unser ehrwürdiger Domine, Xaverius Deder, Eitelkeiten nennt, und welche, wie er sagt, zum Wege des Verderbens führen."

„Sie wird gewiß froh über Deine Rückkehr sein," erwiederte der Jüngere.

„Sage lieber über unsere Rückkehr," sprach Johann: „denn wahrhaftig, Eduard, als wir abreisten, glaube ich bemerkt zu haben, daß der Abschied zwischen Dir und Elisabeth einen Grad der Zärtlichkeit hatte, aus dem man schließen darf, daß auch Deine Rückkehr ihr nicht ganz gleichgültig sein werde."

Bei dieser Bemerkung verbreitete sich eine hohe Röthe über Eduards Gesicht, und obgleich er dieselbe zu verbergen suchte und sich bückte, als ob er an dem Zaume oder an der Mähne seines Pferdes Etwas ordnen wollte, so blieb sie doch von seinem älteren Reisegefährten nicht unbemerkt, obgleich er sich stellte, als ob er Nichts gemerkt hätte, und in neckendem Tone fortfuhr: „Ja, Eduard, es war ein rührender Abschied zwischen Dir und meiner Schwester, als Du den letzten Abend vor unserer Abreise mit ihr durch den Busch wandeltest, und Ihr Beide so tief in Gedanken versunken waret, daß Ihr mich nicht einmal bemerktet, obschon ich nahe genug bei Euch war, um die Worte „ewige Liebe, treu bis zum Tode" und ähnliche zu hören, die, wie es schien, den Inhalt Eures Gespräches ausmachten."

„Aber, Johann, Deine Schwester," rief Eduard, noch stärker erröthend, als zuvor....

„Antworte nicht!" fiel ihm Johann in die Rede: „'s ist wahr, sie seufzte dann und wann gerade so, wie im Romane vom Ritter und dem Schwane die reizende Elvina, als Alfred ihr seine Liebe erklärte. Freilich hat sie, wenn ich mich noch recht entsinne, Dich auch gescholten, als Du in höchster Verzückung mit den Händen fochtest und dann wieder auf Dein Herz schlugest, wobei ich die Worte „Bild in meinem Herzen, für ewig" und andere dieses Schlages deutlich zu hören vermeinte, — freilich hat sie Dir da gesagt: ‚Pfui, Eduard!' wiewohl ich nach meinem dummen Kaufmannsverstande dieses ‚Pfui, Eduard,' eher für eine Aufmunterung, fortzufahren, als für einen Tadel hielt."

„Wohl magst Du sagen," entgegnete der Jüngere, froh Etwas gefunden zu haben, um dem Gespräche eine andere Wendung zu geben, „wohl magst Du sagen mit Deinem dummen Kaufmannsverstande; denn Deine ganze Seele ist vom Handel erfüllt und gefühllos für das Erhabene. Der wohlfeilste Einkauf und der theuerste Verkauf, sieh', das ist in zwei Worten das Theuerste und Schönste, was Du Dir denken kannst. Die trockensten Briefe Deiner Korrespondenten, mit den langweiligsten Notirungen der Waarenpreise am Fuße derselben sind rührender für Dich, als die erhabensten Dichtwerke eines Vondel. — Der Mensch, Johann," fuhr er in deklamirendem Tone fort, vielleicht aus Furcht, daß sein Freund auf den früheren Gegenstand wieder zurückkommen möchte, „der reinfühlende Mensch empfindet ein Gefühl stiller Wehmuth bei dem Anblicke dunkeler Wälder, wo tausendjährige Eichen stolz ihre Wipfel erheben, und wo das liebliche Gesäusel ihrer von leisen Lüftchen bewegten Blätter die Seele zu erhabenen und edlen Gedanken stimmt. Aber welches Gefühl, Johann, erweckt ein solcher dunkeler Wald, ein solcher heiliger, einst dem Wodan geweihter Hain, worin man noch die Druiden glaubt hausen zu sehen, in Deiner Seele? Blos das Gefühl niederer Gewinn- und Geldsucht. Warum, fragst Du Dich selbst, warum werden diese Bäume nicht gefällt und Ackerland von dem Grunde gemacht? Und in Gedanken taxirst Du schon jeden Baum und berechnest, welchen Preis Du dafür geben kannst, wenn es einmal geschehen sollte. Der Mond, welcher still an des Himmels Räumen..."

„Ruhig, ruhig, mit Deinen Erhabenheiten!" fiel ihm Johann in die Rede; „jetzt bist Du am Monde, gleich kommen die Sterne, himmelhohe Berge, wüste Felsen, tiefe Abgründe, und so weiter, und es ist noch nicht zu Ende, wenn wir bereits vor unserem Hause halten. Aber danke inzwischen dem Himmel, Eduard, daß meine Gedanken minder in die Höhe gerichtet sind, als die deinigen, und daß ich etwas mehr nach der Erde sehe, sonst würde dieser Fund wahrscheinlich diesem oder jenem Bauer, der mit weniger hochfliegenden Ideen diesen Weg macht, zu Theil werden." Während er so sprach, war er schon abgestiegen und hatte eine lange Börse von gelbem Leder, wie man sie in jenen Tagen im Gürtel zu tragen pflegte, aufgehoben, die er eher, als sein Freund erblickt hatte, weil er während dessen langer Rede halb schlaftrunken seine Augen zur Erde gerichtet hatte.

Dieser ebenso unerwartete, als sonderbare Fund endigte das Gespräch, oder vielmehr den Monolog, womit unser junger Reisender seinen Freund so gelangweilt hatte. — Die Börse von allen Seiten zu besehen, bevor man zum Oeffnen derselben schritt, sie bald auf diese, bald wieder auf eine andere Weise zu schütteln, um zu sehen, ob auch irgend ein Zeichen daran zu finden wäre, machte jetzt das vornehmste Geschäft beider Reisenden aus.

„So ein Glück begegnete uns auf unserer ganzen Reise nicht," sagte Johann, eifrig beschäftigt, die Schnur, womit die Börse zugebunden war, loszuknüpfen, und da dies nach verschiedenen Versuchen

nicht gelingen wollte, warf er sie Eduard mit den Worten zu: „Da, versuche Du einmal, ob Du es kannst, Deine Finger sind dünner, als die meinigen."

Nun war die Reihe an diesem, den Versuch des Losknüpfens zu machen; nachdem er aber geraume Zeit damit beschäftigt gewesen war und sein ungeduldiger Freund ihm mit den Fragen: „Geht es? Wird es Dir glücken?" zu wiederholten Malen lästig fiel, gab er endlich den Versuch auf, steckte die Börse zu sich und sagte: „Es kommt mir vor, daß wir besser thun würden, diese Börse uneröffnet bei uns zu halten, bis wir den Eigenthümer derselben auffinden; wenigstens ist es früh genug, sie zu öffnen, wenn er sich nicht findet, und wenn wir ihn finden und sie ihm zurückgeben, würden wir dann, wenn er trügerisch vorgäbe, sie hätte mehr enthalten, als er sie verlor, dies Lügen strafen können, wenn wir sie ihm nicht so wie wir sie gefunden, also uneröffnet, vorhalten könnten? Auch würden wir dann nöthigenfalls eidlich erhärten können, daß uns der Inhalt weder jetzt bekannt sei, oder jemals bekannt gewesen sei."

„Oho!" entgegnete Johann, seinem Freunde auf die Schulter klopfend, „wenn man Dich so sprechen hört, braucht Niemand zu fragen, ob Du zum Advokaten studirt hast. Doch gib die Börse her! Ich will, als ein zweiter Alexander, den Knoten durchhauen, mag davon kommen, was da will, und wenn es dazu kommt, so verspreche ich Dir, Eduard, daß Du meine Sache vor Gericht führen sollst."

Bei diesen Worten hatte er den Knoten bereits zerschnitten, und sein Reisegefährte, alle rechtsgelehrten und romantischen Einreden einstellend, hielt nun auch sein Pferd an, Beide begannen mit dem größten Eifer zu zählen, und wie groß war ihre Freude, als sie das Geld wiederholt nachgezählt hatten, daß, wie Johann sich ausdrückte, der Nettobetrag sich auf fünfzig Dukaten belief.

Indeß unsere Reisenden beschäftigt sind, ihre Pläne mit diesem Funde zu machen, welche hauptsächlich darauf hinauskommen, daß sie das Geld einige Zeit unangerührt in ihrer Verwahrung behalten und, wenn keine Nachfrage geschähe oder die Nachforschungen nach dem Eigenthümer fruchtlos blieben, die Summe miteinander theilen wollen, will ich meine Leser näher mit den beiden Reisenden bekannt machen, denen sie bis jetzt aufmerksam gefolgt sind.

Johann Velsen hatte sein sechsundzwanzigstes Jahr erreicht und war der Sohn Heinrich Velsens, welcher einer der ersten Handelsherren zu Amsterdam gewesen war, dem Handel aber, nachdem er vieles Geld damit gewonnen, Valet gesagt hatte, weil sein Lebensalter denjenigen Punkt erreicht, wo man, um mich eines allgemeinen Sprichwortes zu bedienen, ein Recht hat, auf seinen Lorbeern auszuruhen, um so mehr, als Johann seine Stelle im Komptoir vertrat und die auszufüllen er alle Eigenschaften hatte, da er ein gewiegter Kaufmann geworden war. Da der alte Velsen im Haag geboren war, so nahm er auch mit seiner achtzehnjährigen Tochter seinen Wohnsitz daselbst, nachdem er sich aus dem Geschäfte zurückgezogen und seine Stelle dem Sohne übertragen hatte. Ehe dieser jedoch ganz eintrat, hatte es der alte Velsen für nützlich gehalten, ihn eine Reise durch einen Theil von Europa machen zu lassen, um Handelsverbindungen anzuknüpfen, und Johann hatte diesen Vorschlag um so bereitwilliger angenommen, als sein Freund Eduard Westburg, der damals eben als Advokat promovirt hatte, ihn zu begleiten sich erbot.

Eduard war in seiner Jugend ebenfalls zum Kaufmannsstande bestimmt gewesen. Da sein Vater, welcher auch diesem Stande angehörte, früh gestorben war und seine Mutter seine Geburt nur einige Tage überlebt hatte, so war der Kompagnon des alten Velsen zu seinem Vormunde bestellt worden. So große Lust aber Johann zeigte, den Fußstapfen seines Vaters zu folgen, so wenig Neigung schien Eduard dazu zu haben. Von früher Jugend an hatte er eine besondere Liebe zu den Studien gehegt, und da es ihm nicht an Mitteln gebrach, dieselbe zu befriedigen, so wurde er endlich auf die Hochschule nach Leyden geschickt, wo er durch ununterbrochenen Fleiß und anhaltende Thätigkeit es soweit brachte, daß er in seinem zweiundzwanzigsten Lebensjahre als Advokat promovirt wurde. Bald darauf traten beide Freunde ihre Reise zusammen an, zur besondern Freude des alten Velsen, welcher Eduard sehr gerne leiden mochte. —

Inzwischen eilten beiden Reisenden in scharfem Trabe voran, als wollten sie den durch ihren Fund verursachten Zeitverlust wieder einholen. So eifrig ihr Gespräch vorher gewesen war, so wortkarg waren beide jetzt und schienen in tiefe Gedanken versunken zu sein, und zwar in dem Maße, daß ein Reiter, der im raschesten Galopp auf sie zukam, nicht eher von ihnen bemerkt wurde, als bis erst wenige Schritte vor ihnen der Hufschlag seines Pferdes sie aus ihren Träumereien weckte.

„Der Reiter scheint auf uns zukommen zu wollen," bemerkte Johann, und das war auch wirklich der Fall. Derselbe postirte sich bei ihrem Herannahen mit seinem stattlichen Pferde quer auf den Weg, als wollte er sie am Weitergehen hindern. Verwundert sahen Johann und Eduard dieß an und schienen nicht zu wissen, wie sie sich dabei benehmen sollten. Der Mann, der sich ihnen gewissermaßen als ein lebendiger Schlagbaum in den Weg gestellt hatte, schien eher ein Riese, als ein gewöhnlicher Mensch zu sein, obschon sein Gesicht, wie seine ganze Figur, wenig sichtbar war wegen des langen Mantels, in den er sich gewickelt hatte.

„Gewiß, ihr Herren," begann der Fremde mit einer tiefen aber nicht übellautenden Stimme, „werdet Ihr verwundert sein, daß ich mich Euch so entgegenstelle. Der Grund ist lediglich folgender. Ich habe meine Börse verloren, und da Ihr die ersten seid, die ich auf diesem Wege treffe und ich sonst noch Niemand habe vorübergehen sehen, so setze ich voraus, und ich glaube nicht ohne Grund, daß Ihr Beide dieselbe gefunden haben werdet."

„Das läugnen wir gar nicht," erwiederte Johann, „und ich kann Euch zugleich versichern, daß es uns besonders angenehm sein wird, sie dem Eigenthümer wieder zustellen zu können."

„So," rief der Fremde: „nun, das ist gut und brav; also schnell her damit!"

Diese barsche Aufforderung behagte beiden Freunden wenig, weshalb auch Johann in gleich barschem Tone erwiederte: „Das werden wir thun, sobald Ihr den Beweis liefert, daß es die Eurige ist."

„Gewiß und wahrhaftig!" versetzte der Fremde; „gewiß und wahrhaftig, es ist die meinige! — Ich habe sie, wenn meine Vermuthung mich nicht täuscht, verloren, als mein Pferd dort hinten vor jenem weißen Pfahl erschrak und einen Seitensprung machte; wenigstens hatte ich sie nicht mehr, als ich bei Willemsen bezahlen wollte. Also gebt sie her, ohne viele Worte zu machen."

„Wenn sie wirklich die eurige ist, so sollt Ihr sie auch wiederbekommen," sagte Eduard, der jetzt erst zu sprechen begann, „wenn Ihr uns ein oder das andere Kennzeichen angeben könnt; z. B. wie sieht sie aus? Was für eine Farbe hat sie?"

„Ausflüchte, leere Ausflüchte!" entgegnete der Fremde: „Sie sieht aus wie alle Börsen. Denkt Ihr denn, Freundchen, ich hätte nichts Anders zu thun, als zu sehen, wie meine Börse aussieht? Ich glaube sie ist grün, doch hol mich der Kukuk, wenn ich es genau weiß."

„Nun, dann ist es die Eurige nicht," bemerkte Johann, „und ich ersuche Euch, den Zaum meines Pferdes loszulassen, um Unannehmlichkeiten vorzubeugen."

„Unannehmlichkeiten! Ei, was ihr da sagt!" sprach der Reiter. „Unannehmlichkeiten, Männchen? Meint Ihr, ich sei bange vor Euch und vor Euerm Kameraden, den aufgeschossenen Jungen da, der mehr einem Mädchen, als einem Jungen gleicht? Nein, nein! Ich bin nicht bange vor Euch und dem Milchbart! Nein, Freundchen, dazu seht Ihr mir noch etwas zu jungenhaft aus. Glaubt Ihr, daß ich ein Narr bin und mich schlagen, oder vielmehr einen von Euch Beiden niederstechen will, um meine Börse wiederzubekommen? Ei, ei! Wenn Ihr sie nicht gutwillig hergeben wollt, dann nehme ich sie mit Gewalt; also kurz: Her damit!"

Bei diesen Worten faßte er Johann mit solcher Gewalt an der Brust und entwickelte dabei eine solche Kraft, daß dieser, wiewohl es ihm auch nicht an Leibeskräften fehlte, sich fast in der Unmöglichkeit befand, sich zu rühren, geschweige denn sich zu vertheidigen. Nun sprang sein Reisegefährte hinzu, um seinen Freund zu befreien, hielt dem Fremden sein Pistol vor die Brust und rief: „Laßt los oder ich schieße Euch nieder!"

Aber auch dieses Mittel schien auf dem Fremden keinen Eindruck zu machen. Er hielt Johann nur um so fester und sprach: Ich fange an die Geduld zu verlieren; gebt her, oder ich werfe Euch in den Graben!" Bei diesen Worten faßte er Johann so fest beim Kragen, daß er kaum noch die Worte „verfluchter Dieb!" ausstoßen konnte.

„Dieb!" brüllte der Fremde: „Dieb! Bin ich ein Dieb, wenn ich mein Eigenthum zurückfordere? Mein Eigenthum, das noch überdem mit meinem Wappen versehen ist! mit meinem Wappen sag' ich, das meine eigene Schwester hineingestickt hat."

„Euer Wappen?" entgegnete Johann, indem er die Börse erbos't aus seinem Gürtel zog: „Diese Börse haben wir gefunden, und auf dieser steht kein Wappen."

„Gewiß und wahrhaftig steht mein Wappen darauf!" sagte der Fremde, macht sie nur auf und seht in den Falten nach, ob mein Name nicht darauf steht?"

Johann, den er bei diesen Worten losgelassen hatte, riß hastig die Börse auf und ward roth vor Scham, als er, wie der Fremde gesagt hatte, das Wappen zierlich auf der Börse gestickt fand und daneben einen Namen, der mit so vielen Schnörkeleien durchflochten war, daß man denselben unmöglich lesen konnte.

„Es ist die eurige", sagte Johann; „aber zur größten Sicherheit bitte ich Euch mir zu sagen, wie Ihr heißt, da unter dem Wappen noch ein Name steht, der wahrscheinlich der eurige sein wird, und ich nicht voraussetzen kann, daß Ihr Euern Namen sowie die Farbe Eurer Börse vergessen haben werdet."

„Meinen Namen", versetzte der Fremde, „brauche ich vor Niemand zu verbergen, und wenn ein Name darunter steht, was ich nicht einmal weiß, so wird es wahrscheinlich der meinige sein, Friedrich von Sommenstein, und ich will Euch noch dabei sagen, daß ich Oberst eines Kavallerieregiments im Dienste der Staaten bin."

„Genug," rief Johann, „hier habt Ihr Eure Börse! Wenn ich sie Euch zurückzugeben gezögert habe, so schreibt das lediglich der unhöflichen Weise zu, womit Ihr sie uns abfordertet."

„Aber, meine besten Jungen," erwiderte von Sommenstein, „warum gabt Ihr sie nicht gleich zurück? Freilich, wenn man Etwas gefunden hat, ist es unangenehm, es so ohne weiteres wieder abgeben zu müssen. Nehmt also das da von mir an, um auf meine Gesundheit zu trinken." Bei diesen Worten bot er unsern Reisenden einige Dukaten an, allein Eduard fiel ihm heftig in die Rede:

„Wir bedürfen Eueres Geldes ganz und gar nicht, mein Herr! Behaltet es für Euch selbst, damit Ihr Gelegenheit habt, Euere Unbescheidenheit auf's Neue zu zeigen, wenn Ihr es wieder verliert. Doch, um Eins habe ich Euch noch zu

ersuchen, daß Ihr mir nemlich Genugthuung gebt für den Schimpf, den Ihr uns so eben angethan; denn ich hoffe Euch zu zeigen, daß ich, trotz meinem Milchbarte und dem mädchenhaften Aussehen, Muth genug habe, mir die Genugthuung zu verschaffen, welche Männer einander schuldig sind. Zeit, Ort und Wahl der Waffen überlasse ich Euch ganz. — Mein Name ist Eduard Westburg, und ich wohne vor der Hand bei dem Vater meines Freundes, dem Herrn Velsen, im Haag."

„Nun, nun, wir wollen sehen!" erwiederte von Sommenstein. „Wenn wir bis dahin nicht gute Freunde werden, werd' ich Euch dort zu finden wissen. Aber laßt uns den Zwist bei Seite setzen; ich halte nicht viel davon, lange über eine Sache zu schwatzen." Indem er seinen Ton, der bis jetzt befehlend gewesen war, änderte, fragte er so freundlich, als seine rauhe Baßstimme es gestattete: „Die Herrn machen wahrscheinlich auch nach dem Haag."

„Ja!" antwortete Johann kurz ab.

„Nun", fuhr von Sommenstein fort: „Dann bin ich Euer Reisegefährte, da wir desselben Weges ziehen, und ich kann nicht denken, daß Ihr Etwas dagegen haben werdet, denn das Sprichwort sagt mit Recht: der dritte Mann bringt die Unterhaltung mit."

„Wie Ihr wollt!" erwiederte Eduard, der von der Gesellschaft des derben Obersten nicht sonderlich erbaut war.

„Ei, ei, mein lieber Junge!" versetzte dieser: „Nachtragen paßt sich für Euere Jahre nicht, wenigstens nicht gegen Jemand, der so viel älter ist, als Ihr. Ihr habt Euch brav benommen und Euer Freund da auch. Ich hatte Unrecht, Euch so zu begegnen, und es thut mir leid. Hier ist meine Hand! Laßt Alles vergessen sein, was zwischen uns vorgefallen ist!" Mit diesen Worten reichte er seine nervige Faust den beiden Reisenden, die sie auch willig annahmen, und denen er zum Zeichen der Versöhnung die Hand so derb drückte, daß es sie einige Mühe kostete, den Schmerz zu verbeißen, den dieser unsanfte Händedruck ihnen verursachte.

So setzten denn unsere Reisenden selb drei ihren Weg ungestört fort. Keiner von ihnen war aufgelegt, das Gespräch zu beginnen. Der Oberst pfiff ein Soldatenliedchen, Johann brachte seine Kleider, die beim Zusammentreffen mit dem Obersten etwas gelitten hatten, wieder in Ordnung, und Eduard fühlte wenig Lust zum Sprechen.

Nachdem sie auf diese Weise eine gute halbe Stunde geritten waren, bekamen sie endlich das Wirthshaus „der Pelikan" in's Auge, welches nur eine starke Stunde vom Haag entfernt war.

Jetzt konnte der Oberst seine Zunge nicht länger bezwingen, und indem er Eduard einen neuen Beweis seiner Kräfte gab und ihm derb auf die Schulter klopfte, sagte er: „Seht Ihr wohl, Freundchen, was das ist?"

„Ein Wirthshaus!" war dessen Antwort.

„Ei freilich, ein Wirthshaus", sagte der Oberst. „Da wohnt Toon Willemsen; ich kenne ihn sehr genau. Der Kerl hat in der Schlacht bei Nieuwpoort unter meinem Befehle mitgefochten; aber jetzt ist er alt und hält hier eine Herberge. Nun, das paßt jetzt auch besser für ihn, als der Dienst, und ich wünsche von Herzen, daß es ihm gut gehen möge. Es war ein braver Soldat und nun ist er ein guter Wirth; denn er hat Rheinwein, wie man ihn sonst nirgends trinkt. Wir wollen ihn einmal recht probiren und eine gute Kanne auf unsere Freundschaft leeren."

Unser Kleeblatt hielt vor dem genannten Wirthshause, das kein schlechtes Ansehen hatte, still. Ein großes Schild, das an einer eisernen Stange befestigt war und vom Winde hin und her getrieben wurde, war mit dem Bilde eines Pelikans bemalt, oder vielmehr beklext, wie derselbe beschäftigt war, seine Jungen mit seinem eigenen Blute zu füttern. Wirklich war auch dieses Blut auf dem Prachtgemälde nicht vergessen, sondern mit großen, dunkelrothen Flecken dargestellt. Ein Paar Bänke unter den Fenstern neben der Hausthür, umschattet von schweren Linden und Epheu, womit auch fast das ganze Häuschen überwachsen war, boten zur Sommerzeit einen angenehmen und kühlen Sitz dar.

Als Eduard über dem beschneiten Dache den Rauch in dicken Wolken aus dem kleinen Schornstein emporsteigen sah, konnte er sich nicht enthalten, zu sagen: „Wahrlich, ein allerliebstes Wirthshaus, und der Rauch bedeutet etwas Gutes. Es ist immer angenehm, mitten im Schnee und Hagel eine Herberge zu sehen, wo dicke Rauchwolken verkünden, daß man zwischen seinen Wänden keine Kälte zu besorgen hat, nicht wahr Herr von Som.....?"

„Sagt nur Oberst," fiel ihm von Sommenstein in die Rede; „ich halte nicht viel von dem ‚Herr' unter guten Freunden; aber wartet nur einen Augenblick, dann werdet Ihr sehen, daß der Rauch auch hier nicht lügt," und darauf seine Stimme erhebend, rief er wie ein Sergeant beim Apell: „Toon Willemsen!"

„Hier!" antwortete eine rauhe Stimme aus dem Wirthshause. Bald darauf öffnete sich die Thür, und Toon Willemsen, der Wirth des Pelikan, ehemaliger Brigadier, stand in eigener Person auf der Schwelle. Noch zählte er nicht fünfzig Jahre, wiewohl man ihn für älter hätte halten sollen, da sein Haar bereits greis und sein Gesicht in Folge der ausgestandenen Mühen gealtert war. Sein Anzug war halb militärisch, halb bürgerlich, und sein Blick zeigte, das er sich, ungeachtet er ein bürgerliches Gewerbe trieb, nicht ungestraft würde beleidigen lassen, wenn etwa ein angetrunkener Gast es versuchen sollte. Nüchtern wenigstens wagte es Niemand, dem alten Manne, welcher so viele Thaten verrichtet hatte, die etwas mehr auf sich hatten, als ein paar trunkene Bauern die Thüre hinauszuschieben, auch nur einen Strohhalm in den Weg zu legen.

„Ist die Ausreißerin wieder aufgespürt, Oberster?" fragte Toon Willemsen.

„Gewiß und wahrhaftig!" antwortete der Oberst, indem er seine Börse hervorzog. „Hier hab ich sie wieder in Arrest. Aber sie ist mir noch etwas zu schwer, wir wollen sie drinnen schon etwas leichter machen, dafür steh' ich!" und indem er sich zu unsere Reisenden wandte, rief er: „Kommt, Freunde! abgestiegen und mit mir gegangen! und Ihr, Toon, sorgt dafür, daß Euer Knecht mein Pferd etwas auf und abführt, ehe er es in den Stall setzt, denn es ist tüchtig im Schweiß, — und nun, wer mich lieb hat, der folge mir!" So sprechend, trat er mit den beiden Reisenden in das Wirthshaus ein. (Forts. f.)

Der norwegische Bauer.*)

Gibt es eine glückliche Volksklasse in Europa, so ist es der norwegische Bauer. Er ist gleichsam der König auf seinem Grund und Boden, und Wirth so gut als König. Die Abgaben für die Armenversorgung und die Zehnten sind so unbedeutend, daß sie kaum Erwähnung verdienen. Die Grundsteuer lastet allerdings noch schwer,**) aber Alles, was er braucht, ist auch um so viel wohlfeiler, und es gibt in Norwegen eine Einrichtung, welche die schwersten Steuern leicht macht, die Billigung und Verwendung derselben liegt in den Händen der Vertreter des Volks, und bei der Verwendung walten Oeffentlichkeit und Sparsamkeit. Der Bauer sieht mit Zufriedenheit, daß ein Storthing nach dem andern die Steuern vermindert und die Staatsschuld tilgt. Er wohnt gut, hat Ueberfluß an Feuerung und im Allgemeinen so viel Land, daß er zwar auch selber arbeiten muß, aber doch wegen Mangel oder Entbehrung gesichert ist, wenn Krankheit oder Alter ihn zur Arbeit unfähig macht. Es steht keine Volksklasse über ihm, und es gibt Niemand, der auf ihn herabsehen darf, oder zu welchem er oder seine Familie hinaufblicken könnte, sei es um Zwecke eines falschen Ehrgeizes zu erreichen, oder aus Eitelkeit Nachahmer zu werden. Er hat eine größere Mannigfaltigkeit von Lebensmitteln, als dieselbe Volksklasse in andern Ländern, da außer dem Ertrage seines Gutes, den er meist selber verzehrt, das Gebirge, die Seen und Flüsse und die Buchten ihm Wildpret, Fische und andere Bedürfnisse liefern. Auch hat er mannigfache Arbeit, was vielleicht zu den größten Annehmlichkeiten der arbeitenden Volksklasse gehört, denn Abwechslung ist Erholung. Seine entlegene Sommerweide, das Holzfällen im Walde, die Theilnahme an der Fischerei im benachbarten Flusse oder See, verschaffen ihm jene Feierstundenarbeit, die ihm Erquickung gewährt. Seine Winterarbeit ist von gleicher Art, da von beständiger Feldarbeit nicht die Rede sein kann. Er hat im Winter seine landwirthschaftlichen Werkzeuge, sein Hausgeräthe und die Bekleidung für seine Familie zu machen, sein Getreide zu dreschen, sein Vieh zu warten, seinen Kartoffelbranntwein zu brennen, Bier zu brauen, auf die Jahrmärkte oder auf Besuch zu fahren. Die schwerste Arbeit ist die Fortschaffung des Holzes aus dem Walde oder des Sumpfheues vom Gebirge. Er hat keine Bekümmernisse für seine Familie, weil er weiß, in welcher Lage sie nach seinem Tode sein wird. Er weiß, daß seine Frau ihm im Besitze des Gutes folgt, und so lange sie unverheirathet bleibt, sein Tod keinen andern Unterschied macht, als daß eine Person weniger in der Familie ist. Nach ihrem Tode oder nach ihrer Wiederverheirathung hat jedes seiner Kinder einen Anspruch auf einen Theil des Gutes, und er macht daher nach dem Verhältnisse ihrer Anzahl seine Anordnungen, damit sie entweder beisammen auf dem Gute leben wie vorher, oder es theilen, oder sich einem andern Berufe widmen und ihren Antheil von dem Werthe des Besitzthums erhalten, wenn es zur Theilung kommt.

In der Lage des Volkes ist kein Umstand dem Beobachter so auffallend, als die große Gleichmäßigkeit aller Klassen, nicht blos hinsichtlich der Wohnung, der häuslichen Einrichtung, der Nahrung und des Genusses der Bedürfnisse und Bequemlichkeiten des Lebens, sondern auch in Beziehung auf Sitten, Gewohnheiten und Charakter; alle nähern sich weit mehr als in andern Ländern einem gemeinschaftlichen Maßstabe, der hinsichtlich des Charakters, der Sitten und Gewohnheiten keineswegs ein niedriger ist. Gebildete Leute sind, wie es scheint, den Gebildeten in England verwandter, aber die untern Volksklassen scheinen sich den höhern mehr als in andern Ländern zu nähern. Dies ist wahrscheinlich eine Folge der Verbreitung des Eigenthums, das beständig durch alle Klassen der Gesellschaft geht und bis in die untern Schichten seinen bildenden Einfluß äußert auf den Charakter, die Gesittung, die Selbstachtung, den moralischen Zwang, die geistige Unabhängigkeit, und jenes freundliche Benehmen im häuslichen Verkehr, selbst unter den geringsten Volksklassen herbeiführt, das man in andern Ländern nur unter wohlhabenden Leuten findet. Der Grund scheint darin zu liegen, daß bei der Vertheilung und allgemeinen Verbreitung des Eigenthumes und der allgemein herrschenden Einfachheit der Lebensweise ein größerer Theil des Volkes in guten Umständen ist, als in andern Ländern. Alle haben die Ansichten, die Gewohnheiten und den Charakter von Leuten, die ein unabhängiges Eigenthum besitzen, auf welchem sie leben, ohne an die Vermehrung desselben zu denken, und frei von der unruhigen Sorge, Geld zu gewinnen oder zu verlieren.

---

*) Reisen in Norwegen, von Samuel Laing. Aus dem Englischen übersetzt von W. A. Lindau.

**) In der Zeit, wo Laing in Norwegen war; später wurde sie aufgehoben.

Mannigfaltiges.

*** So eben ist die preußische Staatsschrift (Berlin, bei W. Besser) erschienen. Sie führt den Titel: „Bemerkungen auf Veranlassung der königl. hannoverschen Staatsschrift: Der preußische Zollverein deutscher Staaten und der hannover-oldenburgische Steuerverein am 1. Januar 1844." Der eigentliche Grundgedanke dieser Entgegnung ist offenbar der, öffentlich darzulegen, wie in allen in den betreffenden Angelegenheiten gepflogenen Verhandlungen und weiterhin getroffenen Einrichtungen Preußen stets „auf's Rücksichtsvollste fur sich und im Namen des gesammten Zollvereins die sehr schwierigen Verhältnisse mit seinem Nachbar zu ordnen versucht" habe und wie es von jedem Versuch, durch feindselige Maßregeln den Steuerverein zum Anschlusse an den großen Zollverein indirekt zu nöthigen, völlig rein geblieben sei. (K. Z.)

*** Dr. Woeniger hat in die Nummer vom 19. April der Vossischen Ztg. eine „letzte Erklärung" inseriren lassen, in welcher es heißt: „Im Januarmonat des vorigen Jahres habe ich, aus Anlaß meines damals vielbesprochenen ‚Leipziger Preßartikels', mich in Nr. 19 dieser Blätter also erklärt: ‚das Höchste, was ich neben meiner religiösen Ueberzeugung anerkenne, ist mein politischer Glaube, und ich glaube an einen besonnenen politischen Fortschritt im freien Geiste der Zeit.' Ob seitdem in meinen vielfachen Schriften die Früchte eines solchen Glaubens sich niedergelegt fanden, möge das einsichtige Publikum urtheilen, welches — wie ich wohl rühmen darf — meinen literarischen Bestrebungen unausgesetzt seinen Beifall geschenkt hat. Dies Publikum möge denn auch jetzt die Versicherung hinnehmen, daß ich jenem ‚freien Geiste der Zeit' unerschütterlich treu bleiben werde, ohne Rücksicht auf äußere Vortheile irgend welcher Art, oder auf Verdächtigungen Derer, welche mit mir gleichem Ziele zustreben sollten. Ich bin kein Freund des Skandals, ich finde kein Vergnügen an einem maßlosen und darum unpraktischen Negiren aller Staatsinstitutionen, aber ich strebe freudig nach dem liberalen Fortschritt zum Besten Beider, des Volks und seiner Regierung. Es geht jetzt ein finsterer Geist des Mißtrauens durch die Welt; daß dies Mißtrauen ungerechterweise auch einmal gegen mich gerichtet ward, darf mich weder wundern noch schmerzen; ich hoffe auf die Sonne, die am Abend nicht niedersinkt, ohne am Morgen wieder aufzugehen. Möge denn mein Geschick sich erfüllen; jederzeit werde ich wissen, was ich meinen Grundsätzen zu opfern habe, aber ich werde mich niemals tyranniſiren lassen, weder von meinen eigenen Parteigenossen, noch vom Gegenpart!"

*** Die Breslauer Zeitung sagt: Mit Bedauern sehen die Beamten des hiesigen Kriminalgerichts den Direktor Temme aus ihrer Mitte scheiden. Ein solennes Abschiedsmahl wird ihm in den nächsten Tagen als ein Zeichen freundlicher Gesinnung von den Mitgliedern des Gerichts gegeben werden. Ob die von Temme bisher mit vieler Umsicht und im liberalen Geiste redigirte juristische Wochenschrift im Verlage der Jonas'schen Buchhandlung fortbestehen und wer dann sein Nachfolger in der Redaktion sein wird, ist noch nicht bestimmt. Die juristische Literatur verliert jedenfalls durch Temme's Versetzung nicht unbedeutend, da es unmöglich ist, daß er am äußersten Ende der Preußischen Monarchie dafür so thätig sei, als hier, wo er mit den Erscheinungen des Tages stets gleichen Schritt halten konnte.

*** Der aus Breslau verwiesene Dichter R. Gottschalk hält sich der Zeit bei dem Grafen Reichenbach in Walddorf bei Neisse auf, woselbst er an einem neuen Drama: Thomas Münzer, arbeitet. (A. Z.)

*** Der Gesammtschaden des hamburger Brandes stellt sich, nach der möglich gewordenen genauen Berechnung, auf 38,442,000 Mk. Ct. heraus. (K. Z.)

*** Die Herren Adolph Ibach Söhne in Barmen, welche schon seit langer Zeit sich durch die aus ihrer Fabrik hervorgegangenen schönen Klaviere und Flügel einen weit verbreiteten Ruf erworben haben, da sie mit den besten Instrumenten der anerkanntesten Fabriken wetteifern, hatten im vorigen Jahre zu der in Aachen von der Gesellschaft für nützliche Wissenschaften und Gewerbe veranstaltet gewesenen Gewerbeausstellung einen Konzertflügel gesandt, wofür ihnen von dem Vorstande und der Kommission zur Begutachtung der ausgestellten Gewerbeprodukte die silberne Preismedaille als Auszeichnung zuerkannt und in diesen Tagen übersandt worden ist. Auf der Schauseite dieser Medaille sind die Embleme des Handels, der Gewerbe und der Wissenschaften und auf der Rückseite ein Eichenkranz mit einer passenden Inschrift ausgeprägt.

*** In der Nacht vom 21.—22. April starb zu Heidelberg der pensionirt gewesene protestantische Pfarrer Dr. Zullig, vor zwei Jahren Mitglied der 2. Kammer der Landstände.

*** Am 20. April ist zu Darmstadt der großherzogl. wirkliche geheime Rath Schleiermacher im 90. Lebensjahre gestorben.

*** Am 8. April starb in Wien der als Tondichter, Schriftsteller und Kritiker rühmlich bekannte Hofrath Ignaz Franz Edler von Mosel, 72 Jahre alt, an einer Lungenlähmung.

*** In Dresden gehen wunderseltsame Dinge vor. Karl Beck las, aufgefordert von den Doktoren Brendel und Snell, die mit dem Herrn D. Behse im Verein Vorlesungen halten, sein neues Gedicht: „Die Auferstehung", in dem wahrscheinlicher Weise die kranken Flecke der Zivilisation nicht sanft mit der Lanzette berührt worden sein mögen. — Kurz und gut — in der nächsten Vorlesung trat D. Behse auf und erklärte, daß er zu diesen Aussprüchen über „einen hohen Adel und die Geistlichkeit" seine Stimme nicht geben könnte, — er wasche seine Hände in Unschuld, er hoffe auf Nachsicht, da man ihn um seine Einwilligung zu dieser Vorlesung nicht gefragt habe; — es war das wegen der Kürze der Zeit nicht möglich gewesen. — Die Erklärung soll ihm nun doch genutzt haben: die Adelszeitung, erzählt man, habe sich veranlassen, ihm ihr Feuilleton zu übertragen. — D. Behse folgte D. Stephan nach Amerika; hat der Mann in dem freien Amerika so wenig gelernt, daß er es wagt — gleich einem wiener Hühneraugen-Operateur, inmitten eines gebildeten Bürgerstandes von einem „hohen" und „höchsten Adel" zu sprechen? (Eisenb.)

*** In München besteht ein geselliger Verein, welcher den Namen Museum führt. In demselben hat, wie die Deutsche Allgem. Zeitung schreibt, „ein sehr edler Graf in einem mutwillig angefachten und bis zum pöbelhaften Handgemenge gesteigerten Streite einen würdigen Greis und allgemein geachteten Priester in einem der Lesezimmer körperlich mißhandelt, und zwar in solcher Weise, daß dem niedergeworfenen alten Manne das Blut vom schneeweißen Haupte rann." Der „Raufereien und Trunkenbolds-Exzesse" werden leider täglich mehr. Es ist der Antrag gestellt worden, jenen Grafen aus dem Museum zu entfernen.

*** Seine Majestät der König Ludwig von Baiern wird am 3. k. Monats, Mittags 12½ Uhr in Begleitung sämmtlicher allerhöchsten und höchsten Herrschaften, durch die Straßen seiner Königlichen Hauptstadt einen feierlichen Zug halten, um dieser treuen Stadt die allerhöchste Freude über das seltene Glück der Doppelhochzeit im königlichen Hause allgemein kund zu geben!

*** Der bei dem jüngsten Duell in Preßburg Sieger gebliebene Frhr. v. Arnstein ist, sicherem Vernehmen nach, nach Paris abgereist, im wohlverstandenen Interesse für alle bei diesem traurigen Streithandel Betheiligten. (Schw. M.)

*** In wie hoher Achtung die Deutschen hinsichtlich ihrer Selbständigkeit und mannhafter Sitte in der alten Welt da standen, ist aus Zeugnissen römischer Schriftsteller zu ersehen. Außer dem dieses in seiner „Germania" bezeugenden Tacitus sagt Lucanus: „die Freiheit ist ein deutsches Gut." — „Es ist ein Wunder", sagt Florus, „daß die Deutschen von Natur haben, was die Griechen mit aller Kunst nicht erreichen — Freiheit." — „Alles", spricht Hume, „was noch in der Welt an Freiheit ist, Ehre, Edelmuth und Würde, verdanken wir diesen großmüthigen Barbaren." Montesquieu: „Die Freiheit ist in den deutschen Wäldern erfunden worden." Cäsar berichtet: „die Gallier hätten nicht einmal den Blick der Deutschen aushalten können." Kaiser Titus: „Groß sind die Körper der Germanen, größer ihre Seelen." Seneca: „Wer ist kühner als der Germane?" Sidonius: „Nur der Tod überwältigt sie, nicht die Furcht; ihre Mienen drohen noch im Tode, ihr Muth überlebt sie selber." (Zeitinteressen.)

*** Aus Maestricht. Hr. L., Landmesser zu Heerlen, hatte in einer dortigen Schenke, nachdem er sich über das Gesetz vom 6. März 1844 ausgelassen hatte, das Räthsel aufgestellt: „Welch' ein Unterschied ist zwischen der Regierung und einem Kleidermacher?" worauf er die Auflösung folgen ließ: „Ein Kleidermacher kleidet die Menschen an, und die Regierung zieht sie aus." Wegen der Aufgabe und Auflösung dieses Räthsels vor Gericht gestellt, wurde Herr L. am 10. April durch das Bezirksgericht von Maestricht schuldig erklärt, boshaft und öffentlich die Würde des Königs angetastet, denselben verhöhnt und gelästert zu haben, und in eine Gefängnißstrafe von fünf Jahren verurtheilt. Hr. L. hat, wie man sagt, an ein höheres Gericht appellirt.

*** In Paris gibt es, wie die „Brem. Z." schreibt, vier geheime Polizeien: 1) die Polizei der Präfektur, 2) die Polizei im Ministerium des Innern, 3) die Polizei des Herrn v. Montalivet, als des persönlichsten Organes des Königs, und 4) die Polizei des Kriegsministers. Alle diese Polizeien verfahren ganz planlos, ohne alles System, nehmen von den verschiedensten Seiten Berichte an und schieben von Zeit zu Zeit obskure Personen in's Ausland, die ihnen auf das Gerathewohl schreiben und verabschiedet werden, sobald sie auf einer absichtlichen Lüge ertappt werden. Deshalb war die französische Polizei von jeher so abenteuerlich unterrichtet.

*** Hr. Guizot soll das englische Kabinet zur Nachgiebigkeit in der Durchsuchungsfrage bewogen, dafür das Versprechen ertheilt haben, daß das französische Kabinet den Kammern sofort einen Gesetzentwurf für die Emanzipation der Sklaven in den Kolonieen vorgelegt werde.

*** Im Königreiche Dänemark fängt man jetzt auch an, auf Einführung von Richtercollegien in den Unterinstanzen, auf öffentliches und mündliches Verfahren, so wie Einführung der Aburtheilung der Geschworenen in Strafsachen zu dringen. Ein vorgekommener Fall, wo ein Inkulpat, von der Unterinstanz zum Tode verurtheilt, von der oberen Instanz aber freigesprochen worden, gab dazu die nächste Veranlassung.

*** Rußland. Die theologische Fakultät an der Dorpater Universität soll künftig als der Mittelpunkt der höheren geistigen Ausbildung der protestantischen Geistlichkeit in Rußland gelten. Demgemäß ist nun auch die in Wilna bestehende reformirte Synode bevollmächtigt worden, ihre Zöglinge zu ihrer völligen Ausbildung nach Dorpat zu senden. — Die Dorpat'schen Professoren, welche durch die bekannten Ereignisse im Jahre 1842 ihre Stellen einbüßten, sind, den Prof. Ulmann ausgenommen, der noch in den Provinzen privatisirt, sämmtlich wieder angestellt worden. Die letzte Anstellung von ihnen erhielt der Prof. Volkmann für die Physiologie und Pathologie an der Halleschen Universität. (F. J.)

Hilchenbach, den 25. April.

Der gestrige Tag war für Hilchenbach und seine Bewohner von freudiger und hoher Bedeutung, und wird er unvergeßlich im Andenken derselben bleiben.

Nachdem die evangelische Gemeinde nämlich seit Jahren eines eigenen Gotteshauses entbehrt hatte, ist gestern der Grundstein zu einer neuen Kirche feierlichst gelegt worden.

Die zur Theilnahme an diesem Feste erschienenen Personen versammelten sich gegen 10 Uhr in der Pfarrwohnung, und begaben sich nach Vollziehung der über die Grundsteinlegung ausgefertigten Urkunde in feierlicher Ordnung — die Werkleute an der Spitze — und unter dem Geläute der Glocken, nach dem Bauplatze. Hier angelangt, wurde die Feierlichkeit durch Absingen des Liedes: „Nun danket alle Gott," und durch eine Anrede des Superintendenten Herrn Bender an die versammelte Gemeinde eröffnet. Hierauf erfolgte sodann unter den hergebrachten Formalitäten die Grundsteinlegung, welche der Königliche Bau-Inspektor Herr Althof, als mit der Führung des Baues beauftragt, leitete. Die eigentliche Festrede aber wurde von dem Pfarrer Herrn Stähler gehalten.

Ein fröhliches Mahl in dem Gasthause des Herrn Höfer beschloß die Freuden dieses Tages, die durch die schönste Witterung begünstigt wurden. Die Erinnerung an dieses Fest aber wird Alle, welche das Glück hatten, an demselben Theil zu nehmen, mit unvergänglichen, stets beglückenden Gefühlen erfüllen.

Daguerreotypische Lichtbilder.

(253.) Indem wir uns auf die vorige Nummer des Deutschen Bürgerblattes beziehen, erlauben wir uns ergebenst anzuzeigen, dass wir unseren Apparat in der Hinterstrasse in dem Garten des Herrn **H. L. Börner,** gegenüber dem Eisenwaarenlager des Herrn **Reichwald,** aufgestellt haben.

Einer weiteren Empfehlung der durch den Daguerreotypischen Apparat erzeugten Porträts bedarf es wohl nicht, da dieselben durch ihre naturgetreue Auffassung zu beliebt und bekannt sind.

Indem wir einem recht zahlreichen Besuche entgegensehen, bemerken wir noch, dass die Stunden von Morgens 8 bis 1 Uhr und von Nachmittags 2 bis 5 Uhr am geeignetsten sind.

Ewell & Comp.

Literarischer Anzeiger.

Die angekündigten Werke sind sämmtlich für die bemerkten Preise vorräthig in der Friedrich'schen Buchhandlung in Wiesbaden, bei Wilh. Empting in Bochum und in der Wilh. Friedrich's Buchhandlung in Siegen.

(248.) Bei Scheitlin und Zollikofer in St. Gallen sind erschienen und in allen Buchhandlungen Deutschlands und der Schweiz zu haben:

Volks- und Jugend-Schriften.

Herausgegeben von K. Steiger. 1.—8. Bändchen, jedes Bändchen mit Titelkupfer. Enthaltend: I. Das Himmelbett, od. Sara Chüng ab Gais. Von K. Steiger. II. Das Gutleutenhaus, oder die grauen Schwestern. Von K. Steiger. III. Pankraz Tobler, oder über Leben, Gesundheit, Krankheit, Alter und Sterben. Von P. Scheitlin. IV. Das trunkene Elend. Johann Michel. Der Strolch auf dem Heustock. Von K. Steiger. V. Ferdinand Dulder, oder die Macht des Glaubens und der Liebe. Von J. G. Tobler. VI. Rudolph, der Branntweinsäufer. Eine Geschichte aus dem Leben. Von A. Scheuß. VII. Stephanus. Von J. G. Tobler. VIII. James Clifford. Von P. Scheitlin.

Der Preis pr. Bändchen ist 11¼ Silbergr. oder 36 kr.

Die Bändchen I—III und V und VI sind bereits in neuer Auflage erschienen und erfreuen sich ganz besonders günstiger Aufnahme. Es erscheinen jährlich circa 6—8 Bändchen.

(249.) In der Friedrich'schen Verlagsbuchhandlung ist so eben erschienen und in den Buchhandel versandt worden:

Construction und Kritik der Hegel'schen Logik.

Von L***

8°. Preis 15 Sgr. 88 Seiten.

(250.) Bei Scheitlin und Zollikofer in St. Gallen sind erschienen und in allen Buchhandlungen Deutschlands und der Schweiz zu haben:

Pretiosen Deutscher Sprichwörter,

mit Variationen.

Ein Angebinde auf alle Tage des Jahres.

Von K. Steiger.

Preis Rthlr. 1. 15 Sgr. = fl. 2. 24 kr.

Der Hr. Verfasser zählt diese Schrift zu seinen besten literarischen Arbeiten. Das öffentliche Urtheil hat sie bereits dessen Wochenpredigten zur Seite gesetzt, und die außergewöhnlich günstige Aufnahme, die das literarische Publikum derselben angedeihen ließ, ist der beste Beweis von deren großem literarischem Werthe.

(151.) In der Friedrich'schen Verlagsbuchhandlung sind erschienen und durch alle soliden Buchhandlungen zu beziehen:

Volks-Erzählungen.

Eine Sammlung

von

Original-Novellen, Erzählungen und Charakterzeichnungen, dem bürgerlichen Leben entlehnt und dem gebildeten Bürgerstande

gewidmet von

Freimund Volkmann.

Erster Band, enthält: Der Trunkenbold und seine Tochter. Hans Freundlich. Das Glück der Armen.

Zweiter Band, enthält: Der Christ und der Freigeist. Johann der muntere Seifensieder.

pr. Band, durchschnittlich 160 Seiten 8. stark, auf weißem Maschinenpapier, in Umschlag geheftet — 12½ Sgr. = 45 Xr.

Diese gediegene Sammlung von Original-Erzählungen ꝛc. aus dem bürgerlichen Leben wird fortgesetzt. Der dritte Band ist unter der Presse. Jeder Band von gleichem Umfang wird 12½ Sgr. = 45 Xr. kosten.

(252.) **Sämmtliche Werke**

von

Joseph Freiherr v. Auffenberg.

Erste, rechtmäßige, von der Hand des Verfassers sorgfältig revidirte Gesammt-Ausgabe.

Zwanzig Bände in Schiller-Format.

Sie erscheinen in 3 Sectionen: I. Sect. 1–7. Bd., II. Sect. 8–15. Bd., III. Sect. 16–20. Bd. Aus jeder Section werden abwechselnd 2 Bde. ausgegeben.

Man verpflichtet sich auf die Abnahme des Ganzen. Die Berechnung geschieht bandweise. Der Subscript.-Preis des Bandes von ca. 350 Seiten ist — **10 Ggr. = 12½ Sgr. = 45 kr. rh. = 40 kr. C.M.**

Es sind erschienen und in den Gesammt-Buchhandel bereits versandt worden:

1. B. Pizarro. Die Spartaner. Der schwarze Frih.
2. B. Die Bartholomäusnacht. Die Flibustier.
8. B. Ludwig der Eilfte in Peronne. Das böse Haus. Der Löwe von Kurdistan.
9. B. Alhambra, dramatisches Epos in drei Theilen. 1. Theil, enthält: Boabdil in Kordova. — Abenhamet und Alfaïma.
16. B. Berthold der Zähringer. Die Raketen des Teufels. Lustspiel.
17. B. Die Hexe von Pultawa. — Das Nordlicht von Karlsruhe. — Cäsar Morbels Testament. — Denkschrift des Holofernus Spontenknabel.

Unter der Presse ist das neueste Drama des Dichters, nämlich:

Skanderbeg,

heroisches Schauspiel in 5 Aufzügen. Dasselbe bildet auch den 21. Band der sämmtlichen Werke, jedoch ohne Verbindlichkeit für die Subscribenten der Gesammtausgabe in 20 Bänden. Diese erhalten jedoch vorzugsweise den 21. Band ebenfalls zum Subscriptionspreis. Einzeln kostet derselbe aber Rthlr. 1. = fl. 1. 48 kr.

Die erschienenen Bände sind in allen soliden Buchhandlungen vorräthig, welche fortwährend neue Subscriptionen annehmen.

Friedrich'sche Verlagsbuchhandlung
in Siegen und Wiesbaden.

Wechsel-Course.

***Frankfurt**, am 24. April.* Gulden Süddeutsch. Währung.

Frankfurt gibt für	Br. kurz.	G. kurz.	2 M. Br.	2 M. G.
Amsterdam 100 fl. Cour.	—	99	—	98⅝
Augsburg . 100 fl. (20r)	120	—	—	—
Bremen . . . 50 Rth. L'd.	98¼	—	—	—
Hamburg . . 100 Mark B.	87½	—	87¼	—
Leipzig . . . 60 Rth. . . .		105	—	104⅞
London . . . 10 Liv. St.	120⅜	—	—	119½
Lyon . . . . . 200 Francs.	—	93⅝	—	—
Mailand . . . 250 Lire A.	—	102	—	—
Berlin . . . . 60 Rth. PC.	105¼	—	—	—
Paris . . . . . 300 Francs.	93⅞	—		—
3/M. G. 93				
Wien . . . . . 100 fl. (20r)	—	122⅝	—	—
3/M. G. 121¾				

***Köln**, am 24. April.* Thaler Preussisch Courant.

Köln gibt für	Br. kurz.	G. kurz.	2 M. Br.	2 M. G.
Amsterdam 250 fl.	142	141 9/10	141 2/10	141
Paris . . . . . 300 Francs.	80 5/10	80 4/10	—	80 1/10
Frankfurt . 150 fl.	85 7/10	85 6/10	85 2/10	85 1/10
London . . . 1 Liv. St.	6. 25½	—	—	—
Berlin . . . . 100 Rth. . . .	99 9/10	99 8/10	99 4/10	99 3/10
Leipzig . . . 100 Rth. . . .	—	99 2/10	—	—
Augsburg . 150 fl.	102 7/10	102 5/10	—	—
Hamburg . 300 Mark B.	—	150 2/10	—	149 5/10
Antwerpen 300 Francs.	80 5/10	80 4/10	—	—
Brüssel . . . 300 Francs.	80 5/10	80 4/10	—	—
Bremen . . . 100 Rth. L'd.	111 7/10	111 5/10	—	—
Wien . . . . 150 fl. (20r)	—	105	—	—

***Elberfeld & Barmen**, am 22. April.* Thaler Preussisch Courant.

Elberfeld, Barmen g. f.	Br. kurz.	G. kurz.	2 M. Br.	2 M. G.
Amsterdam 250 fl. . . .	141 9/10	141 7/10	—	141
Augsburg . 150 fl. (20r)	—	102 5/10	—	102
Wien . . . . 150 fl. (20r)	—	105 1/10	—	104 3/10
Bremen . . . 100 Rth. L'd.	111 3/10	111 6/10	111 2/10	111
Hamburg . 300 Mark B.	150 3/10	150 1/10	149 5/10	149 3/10
3/M. G. 148 9/10				
Leipzig . . . 100 Rth. . .	—	—	—	99 2/10
Breslau . . . 100 Rth. . .	—	—	—	99 3/10
London . . . 1 Liv. St.	6. 26¼	—	6. 25¼	—
Antwerpen 300 Francs.	—	80 4/10	—	80 3/10
Brüssel . . . 300 Francs.	—	80 3/10	—	—
Berlin . . . . 100 Rth. . . .	—	99 5/10	—	99 3/10
Paris . . . . . 300 Francs.	80 5/10	80 1/10	80 1/10	79 9/10
3/M. Br. 79 9/10. G. 79 7/10				
Frankfurt . 150 fl. . . .	85 7/10	85 6/10	85¼	85 1/10
3/M. G. 84 9/10				
Mailand . . . 300 Lire A.	—	70	—	—

Course der Geldsorten.

Frankfurt,	fl	xr
Neue Louisd'or (Carolin) . . .	11	4
Alte Louis'dor oder Pistolen .	9	48
Friedrichsd'or, Preussische . .	9	55
Holländische Zehnguldenstücke	9	54½
Rand-Dukaten	5	34

am 24. April.	fl	xr
Napoleonsd'or (Zwanzigfr.-St.)	9	28
Englische Souverains	11	56
Laubthaler, ganze (Fr. Kronth.)	2	43½
Preussische Thaler	1	45
Fünffrankenthaler	2	20

***Köln, Elberfeld** und*	Rthl	Sgr
Carolin	6	10
Ausländische Pistolen	5	17
Friedrichsd'or	5	20
Holländische Zehnguldenstücke	5	20
Rand-Dukaten	3	5

***Barmen**, am 24. April.*	Rthl	Sgr
Napoleonsd'or (Zwanzigfr.-St.)	5	12
Französische Kronenthaler . .	1	16¾
Brabanter Kronenthaler	1	16
„ „ halbe .	—	22⅕
„ „ viertel		11 1/12
Fünffrankenthaler	1	10

Expedition, Druck und Verlag der Friedrich'schen Buchdruckerei in Siegen. — Verantwortlicher Redakteur: Wilh. Friedrich.